

Die Feindesliebe

Bemerkungen zum Spitzengebot Jesu in der Bergpredigt

Veröffentlichungen im Bildungswerk der Erzdiözese Freiburg
Frb. i.Br. 03/2016*

von Klaus Kühlwein

Liebt eure Feinde! Nur wenige Worte vermögen derart zu begeistern oder zum Widerspruch zu reizen wie diese aus dem Mund des Bergpredigers. Sie gelten als die ethische Spitzenforderung Jesu – durch nichts übertroffen, wolkenhoch und engelgleich. Wer das Gebot erfüllen wolle, müsse sich warm anziehen und eine Menge Vorrat einpacken. Denn der Aufstieg ist beschwerlich und die Luft dort oben sehr dünn. Viele erreichen das Ziel erst gar nicht. Auf halber Strecke bleiben sie zermürbt zurück, weil ihre Kräfte überstrapaziert sind.

Im Originalton der Bergpredigt nach Matthäus, Kapitel 5 heißt es:

*⁴³Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. ⁴⁴Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, ⁴⁵damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet; denn er lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten, und er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte. ⁴⁶Wenn ihr nämlich nur die liebt, die euch lieben, welchen Lohn könnt ihr dafür erwarten? Tun das nicht auch die Zöllner? ⁴⁷Und wenn ihr nur eure Brüder grüßt, was tut ihr damit Besonderes? Tun das nicht auch die Heiden?
⁴⁸Ihr sollt also vollkommen sein, wie es auch euer himmlischer Vater ist.*

Von der Schwierigkeit einer Feindesliebe

Sigmund Freud, der Altmeister der Tiefenpsychologie, bezeichnete das Gebot der Feindesliebe rundheraus als eine unfassbare Zumutung. Näher schreibt er: »Dieser Fremde ist nicht nur im allgemeinen nicht liebenswert, ich muss ehrlich bekennen, er hat mehr Anspruch auf meine Feindseligkeit, sogar auf meinen Hass.

Er scheint nicht die mindeste Liebe für mich zu haben, bezeugt mir nicht die geringste Rücksicht. Wenn es ihm einen Nutzen bringt, hat er keine Bedenken, mich zu schädigen. ... Ja, er braucht nicht einmal einen Nutzen davon zu haben, wenn er nur irgendeine Lust damit befriedigen kann, macht er sich nichts daraus, mich zu verspotten, zu beleidigen, zu verleumden, seine Macht an mir zu zeigen, und je sicherer er sich fühlt, je hilfloser ich bin, desto sicherer darf ich dies Benehmen gegen mich von ihm erwarten. Wenn er sich anders verhält, wenn er mir als Fremdem Rücksicht und Schonung erweist, bin ich ohnedies, ohne jede Vorschrift bereit, es ihm in ähnlicher Weise zu vergelten«.

Ohne Scheu vor dem ehrwürdigen Nimbus des Gebots der Nächsten- bzw. Feindesliebe macht Freud eine schlichte Rechnung auf: Menschen können nicht geliebt werden wie Blumen oder wie ein sonniger Maitag. Liebende Zuwendung sei vergeudet, ja eine ausgemachte Dummheit, wenn sich der andere übelwollend und niederträchtig verhalte. Liebe als Geben und Nehmen – frei nach dem Motto: Wie du mir, so ich dir? Es wäre Unrecht, Freud ein plumptes Vergeltungsdenken zu unterstellen. Freud setzt das Fundament einer Liebesbeziehung sehr hoch an. Demnach ist Liebe ein Austausch emotionaler Art, der dauerhaft wechselseitige Bedürfnisbefriedigung auf der Basis von Wertschätzung und Vertrauen garantiert. Gegenüber feindlich gesinnten Menschen sei das natürlich unmöglich. Der vorbehaltlos Liebende käme unter die Räder und würde unbarmherzig ausgebeutet, mitunter ganz zertreten.

Das Gebot Jesu ist weit geöffnet – zu weit, nicht nur für Sigmund Freud. Auch in der christlichen Geschichte war das feierliche Herrengebot nie selbstverständlich. Die frühen Kirchenväter schlugen sich ebenso damit herum, wie die scholastischen Gelehrten und die Theologie in unserem konfliktreichen Jahrhundert. Kann jeder Feind, ja darf jeder Feind geliebt werden? Jüdische Autoren zögern nicht, die Frage glattweg zu verneinen. Sie bringen auf den Punkt, was christliche Vertreter gleichermaßen schreckt: Das Böse würde überhand nehmen und dessen Handlanger könnten sich ungehindert austoben. Wer wollte das Anliegen dieses Einwandes wegwischen! Es ist dasselbe wie bei der vorangegangenen Mahnung zum Widerstandsverbot. Doch trifft diese Befürchtung das Herz der Feindesliebe? Erstes Licht fällt in die Problematik, wenn wir das Wortgeflecht der Antithese näher besehen.

Wie gewohnt bei den vorhergehenden Antithesen eröffnet die These mit einem Torazitat. Es ist das Gebot der Nächstenliebe aus dem Heiligkeitsgesetz in Levitikus (19,18). Allerdings ist die Wendung: »und deinen Feind hassen« angehängt.

Sie steht weder in der Tora noch sonst wo im Alten Testament. Handelt es sich um eine volkstümliche Auslegung (Midrasch) zum Gebot der Nächstenliebe, die Matthäus seiner Zeit eigenmächtig zugefügt hat? Hat die verheerende Stimmung im syrisch-palästinensischen Raum nach dem Gemetzel des Jüdischen Krieges von 66 - 70 n. Chr. den Ausschlag gegeben? Oder stammt der „Feindeshass“ aus dem Repertoire der Essener, die in ihrer Gemeinderegeln festgeschrieben hatten: »alle Söhne des Lichtes zu lieben ... aber alle Söhne der Finsternis zu hassen« (1 QS 1,9f)? Die Exegeten sind darüber uneins. Ich neige zur letzten Variante. Die Qumranfunde machen deutlich, dass die Essener und essenisches Gedankengut weiter verbreitet waren als ursprünglich angenommen. Es ist nicht ungewöhnlich, wenn Jesus auf eine landläufige Einstellung verweist, die den Hass auf Feinde des Glaubens und des Volkes propagiert.

Die Kernantithese wird von dem erläuternden Zusatz nicht berührt. Sie lebt von der Spannung zwischen dem Nächsten hier und dem Feind dort. Das hebräische Wort für *Nächster* (*reʿa*) zielt auf den Stammes- oder Volksgenossen und den Glaubensbruder. Ausländer – abgesehen vom ortsansässigen Fremden – fallen nicht darunter. Die griechische Übersetzung sprengt diese Grenze, indem sie ein Wort benutzt, das allgemein den „Nachbarn“ oder den, „der mir nahe ist“, umschreibt. In der lukanischen Parabel vom barmherzigen Samariter wird Jesus diese Auffassung zugrunde legen und mit der Hilfsbedürftigkeit verbinden. Nächster ist jeder Mensch, der meiner Hilfe bedarf und dem ich helfen kann. Matthäus beschreibt in seiner gravitatischen Endgerichtsszene (25,31ff) nichts anderes.

Wer ist nun der Feind? Im Text steht ein Wort (*echtrós*), das im Griechischen der übliche Ausdruck ist für den persönlichen Feind. Die moraltheologische Tradition hat diese Wortwahl sofort zum Anlass genommen, um Tatsachen zu schaffen. Flugs spaltete sie den Kriegs- oder Staatsfeind ab und stellte ihn in eine gesonderte Ecke. Jesu Gebot hätte nur den alltäglich-persönlichen Feind im Auge. Diesen gelte es in gerechtem Maße zu lieben; Menschen als Kriegsgegner seien davon nicht betroffen. Welch demagogische Hetze und kaltblütige Vernichtungsstrategien dadurch ausgelöst und im Schlepptau gezogen wurden, ist sattsam bekannt. Die Wortwahl im Evangelium schließt jedoch den Kriegsgegner keinesfalls aus. Der hebräische Begriff für Feind (*ʾojeb*) meint sowohl den persönlichen als auch den politisch-militärischen Gegner. In der griechischen Übersetzung der jüdischen Bibel (Septuaginta) wird *Feind* stets mit *echtrós* wiedergegeben. Matthäus und das gesamte Neue Testament folgen dieser Vorgabe. So wie der Nächste beziehungsweise definiert ist und nicht ethnisch oder religiös oder wie

auch immer, so ist der Feind schlicht derjenige, der mir feindlich entgegentritt. Nichts legitimiert das Sortieren in „gute“ und „schlechte“, in akzeptable und inakzeptable Feinde. Das Gebot ist kompromisslos formuliert.

An dieser Stelle zeigt sich erneut, dass Jesus radikal, d.h. wurzelgründig gedacht und argumentiert hat. Er führte das Gebot der Liebe schlüssig zu Ende. Es kann nicht da aufhören, wo Konflikte anfangen. Solange der Adressat liebender Zuwendung wohlwollend geneigt ist, zumindest keinen Ärger macht, kostet der Einsatz wenig und der Erfolg schmeichelt. Jesus rügte eine solche Haltung, wenn sie zur Methode wird. Was sei daran, wer nur die Liebe, die ihn lieben? Zum Vergleich zog Jesus den Inbegriff des Vorteil heischenden Beutelschneiders heran: den Zöllner. Der Jünger dagegen solle dem himmlischen Vater nacheifern, der auch keine Unterschiede mache. Er lasse seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lasse es regnen über Gerechte und Ungerechte. Damit sind wir wieder beim Protest Sigmund Freuds angelangt. Der liebe Gott habe ja nichts zu befürchten, doch der universal liebende Mensch würde sich vergeuden und ausliefern.

Wie hartnäckig ist die Schwierigkeit der Feindesliebe? Lässt sich das Problem erst mit dem Abschied vom Gebot lösen?

Weisheitliche Mahnung

Der scheinbar undurchdringliche Nebel um die Feindesliebe löst sich auf, wenn wir den Ort suchen, der die Heimat des Gebots bildet. Dazu brauchen wir nicht weit zu gehen. Die bisherigen Antithesenworte Jesu sind samt und sonders dort zu Hause. Das heißt, auch die Feindesliebe wurzelt im Metier der Weisheit. Ja, ohne ihren weisheitlichen Mutterboden wäre das Gebot nicht denkbar. Schon ein kleiner Rundblick durch das weisheitliche Gedankengut der Antike zeigt, wie breit gestreut Ratschläge zum Umgang mit Feinden waren. Fündig wird man in weisheitlichen Schriften des Alten Testaments und bei rabbinischen Mahnungen ebenso wie in Weisheitsschriften der Ägypter, in den Hochkulturen Mesopotamiens u.a. sowie der griechisch-römischen Popularphilosophie bis hin zu den Weisheitslehrern Asiens. Aus der Fülle des Materials sei nur einiges angeführt:

In den Sprichwörtern im Alten Testament und bei Jesus Sirach wird angemahnt, dass man nicht danach trachten soll, über seine Feinde zu triumphieren, Rache zu üben oder auch nur im Groll zu verharren. Markant lautet es in Spr 25,21:
»Hat dein Feind Hunger, gib ihm zu essen, hat es Durst, gib ihm zu trinken; so

sammelst du glühende Kohlen auf sein Haupt, und der Herr wird es dir vergelten«. Paulus war es wert, diesen weisheitlichen Rat der römischen Gemeinde zum friedlichen Umgang mit Gegnern ans Herz zu legen (vgl. Röm 12,20). Das possenhafte Bild glühender Kohlen auf dem Kopf stammt von einem ägyptischen Bußritual und will den Reueschmerz symbolisieren. Hier ist das weisheitliche Anliegen, Wege zur Versöhnung beziehungsweise zu einem gelingenden Leben miteinander vorzugeben, direkt in die Mahnung aufgenommen. Implizit taucht dieses Motiv bei vielen Varianten zu der Thematik auf. So geißelt Jesus Sirach Feindschaften, Rache oder Zwietracht und mahnt Vergebung an (28,1-7).

Gleiches empfahlen die Vertreter der römischen Stoa. Senecas Aversionen gegen alles, was mit „Zorn“ zu tun hat, haben wir ja schon kennengelernt. Gegenüber Feinden verlangte Seneca konsequent, Zorn, Rache und anderes in diesem Umfeld zu unterlassen. Stattdessen seien dem Feind Wohltaten zu spenden und seine Feindschaft in Freundschaft umzuwandeln. Schließlich gibt der römische Philosoph zu bedenken, dass die Götter *allen* Wohltaten schenken würden, auch den Undankbaren und die Sonne würde auch über Böse aufgehen.

Was die stoische Lebensphilosophie zurzeit Jesu propagierte war kein Einzelfall. Nach Platon warb schon Sokrates dafür, Böses nicht mit Bösem zu vergelten beziehungsweise Leid durch feindliche Menschen nicht heimzuzahlen (Criton 6). Im eigenen Namen führte Platon diese Haltung weiter aus und reflektierte deutlich über die schädlichen Folgen von Hass, Rache und ähnlichem. Solche Taten würden Feindschaften schaffen und verschärfen. Dagegen empfiehlt Platon freundliches Entgegenkommen; das sei geeignet, Feinde umzustimmen.

Im fernen China und Indien sind Sentenzen hinsichtlich des Jammers der Feindschaften und des Hasses gleichermaßen anzutreffen. Über die Zwietracht wird Güte, Milde und Versöhnung gestellt. Vom großen chinesischen Weisheitslehrer Laotse ist überliefert, dass er anmahnte, Feindschaft mit Liebe zu vergelten (Tao-teking 63). Und hinlänglich bekannt ist die Sanftmut und Güte gegen noch so wilde Feinde im Leben und in der Lehre des indischen Weisen Siddharta Gautama, des Buddha. Niemals höre Hass durch Hass auf; das eine folge notwendig aus dem anderen. Allen Wesen gegenüber sollte der Jünger des Erleuchteten freundlich geneigt, gütig und mitleidend sein. Insbesondere gelte das für feindlich gesinnte Menschen, selbst wenn sie einem noch so Böses antun. Zu bedenken ist allerdings, dass bei Buddha nicht die Versöhnung verfeindeter Kontrahenten im Vordergrund stand. Sein weisheitliches Motiv setzt an der individuellen Einstellung zum Hass an. Dieser muss ausgelöscht werden, zusammen mit dem zweiten Grundübel der menschlichen Verblendung: der *Gier*.

Eines ist den zahlreichen Aphorismen, Sprichwörtern, Denksprüchen und mehr aus verschiedenen Philosophien und Religionen gemeinsam: Sie halten die kleinen und großen Feindschaften unter Menschen für ein Übel, und sie halten entgegenkommende Güte für die beste Möglichkeit, hasserfüllten Händel zu überwinden.

Jesus teilte dieses weisheitliche Anliegen. Fraglos ordnet daher die Bibelwissenschaft die Mahnung *Feindesliebe* der Weisheit zu. Exegeten und Moraltheologen sind sich aber einig, dass das Gebot im Vergleich zu den zahlreichen Varianten des Genres ausgefallen prägnant und wuchtig formuliert ist. Der Wortlaut der Weisung beansprucht grenzenlos und provoziert nach allen Seiten. Ist das nicht typisch *Antithese* und typisch für Jesus? Was Jesus betrifft sicherlich. Doch die letzte Antithese hat einen anderen Charakter als die bisherigen. Die Gegenthese Jesu zur Feindesliebe ist formal kein Rechtssatz. Das Auftaktzitat der Nächstenliebe aus Levitikus 19,18 dagegen ist wie gehabt grammatikalisch in Gesetzesform gehalten (Indikativ Futur, 2. Pers. pl.).

Warum setzt sich dieses Schema vom vorgegebenen der übrigen Antithesen ab? Die Antwort dürfte in der Eigenart des Gebots der Nächstenliebe liegen. Seine gesetzliche Form ist im Grunde nicht nötig, da es als »Zusammenfassung und Aufgipfelung einer Reihe von Geboten« fungiert, wie der Alttestamentler Norbert Lohfink bemerkt. Das Gebot der Nächstenliebe umgreift die voranstehenden gesetzeshinweisenden Einzelvorschriften und fordert generell deren Erfüllung ein. Läge die Aufforderung zur Nächstenliebe „nur“ imperativisch vor, wäre sie nicht weniger verpflichtend.

Gleiches trifft auf Jesu Imperativ zu: Liebt eure Feinde! Eine rechtliche Verfremdung wie bei den bisherigen Antithesen würde nichts bringen. Die Spannung zwischen These und Gegenthese liegt woanders. Sie keimt aus dem unterschiedlichen Verständnis der beiden Gebote. Nur weil die Nächstenliebe allzu oft und wie selbstverständlich auf bestimmte Menschen beschränkt ist, die möglichst sympathisch, nett, entgegenkommend usw. sein sollten, mindestens aber „ungefährlich“, gibt es einen Graben zur Feindesliebe. Doch dieser Graben stellt keine unvermeidliche Barriere zwischen den beiden Geboten dar. Denkt man das eine wie das andere Gebot konsequent zu Ende, verwächst die Kluft rasch zu einer ebenen Fläche.

Die Feindesliebe ist kein extremer, gar weltfremder Sonderfall, weit ab von der Nächstenliebe und sie darf nicht dazu gemacht werden. Ihre Heimat im weisheitlichen Milieu gibt reichlich Zeugnis davon. Hautnah offenbart der oft detaillierte

Blick der Weisheit auf das Leben, wie facettenreich und dicht Feindschaften aller Art gesät sind. Nächstenliebe im Alltag verlangt Feindesliebe. Ohne sie wäre versöhnendes Leben gegenüber allen Menschen undenkbar. Darauf hat Jesus seine Finger gelegt und seine Jünger zur Liebe ohne Grenzen verpflichtet.

Es wäre missverstanden, die Feindesliebe als jene himmelhohe Weisung anzusehen, wie viele Interpreten argwöhnen. Ihr Griff ist nicht zu eisern und ihr Anspruch nicht zu kompromisslos für die menschliche Kraft. Die Weisheit lehrt etwas anderes. Güte und Liebe zu feindlichen Menschen ist eine alltägliche Lebensaufgabe. Ohne Zweifel fordert das viel Einsatz und Mut, aber sicher nichts Übermenschliches. Das ist der Weisheit fremd, und das ist Jesus fremd.

Selbst die unerbittlich klingende Vollkommenheitsforderung am Ende der Feindesliebe-Sequenz tritt als Zeuge dafür auf. Wir sollten Gott nachahmen. Er ist vollkommen und er behandelt alle Menschen mit derselben Güte. Das Anliegen der Nachahmung Gottes und die Verbindung mit dem Bild vom Sonnenschein und Regen ist typisch weisheitlich. Ausdrücklich sind wir dem Gedanken schon bei der griechisch-römischen Philosophie der Stoa begegnet. Die Ausrichtung des Vollkommenheitsideals klärt sich schnell, wenn wir den alttestamentlichen Hintergrund aufsuchen. Dort wird die vollkommene Hingabe beziehungsweise Gesetzeserfüllung mit *tamim* umschrieben (wichtig Dtn 18,13). *Tamim* meint so viel wie ungeteilt oder unversehrt. Es zielt auf eine ganzheitliche Hingabe an den Willen Gottes, ohne Ausflüchte hier, ohne Vorwände dort. Die Matthäus-Exegeten sind sich einig, dass der Evangelist in diesem Sinn die Vokabel *vollkommen* benutzt hat. So heißt die finale Jesusmahnung: Verfolgt meine Weisung mit ganzem Herzen und handelt ungeteilt!

Ich und der »Feind«

Warum sind feindselige Auseinandersetzungen so gefürchtet, gefühlsmäßig so hochgepeitscht, vor allem so kränkend? Dahinter stecken nicht nur Streitereien um irgendwas. Faires Streiten ist sinnvoll und sollte geübt sein. Feindschaftliche Konflikte jedoch reichen tiefer und sind anders gelagert. Sie treffen die Widersacher an ihrer schwachen Seite. Sie verwunden und hinterlassen schwer heilende, schmerzhaft Blesuren, deren Narben noch lange peinigen.

Begegnungen mit feindlich gesinnten Menschen können gehörig verwirren und das Selbstbild, ja die Identität ins Wanken bringen. Dann beginnen alle Warnlampen zu leuchten und allerlei Schutzmaßnahmen werden aktiviert. Unversehens stehen Mauern um uns herum. Kategorisch teilen sie die feindselige Beziehungswelt in zwei Lager. Innen im Hort stehe ich, untadelig und ungerecht bedrängt, von draußen haben mich aggressive Spitzbuben im Visier, die mir Böses wollen. Die klaren Fronten sind ethisch eindeutig und sehr angenehm für das Selbstbild.

Doch das exakte Einteilen in *Gute* hier und *Böse* dort verzerrt die Beziehungsrealität. Das wird umso deutlicher, je offener und kritischer wir gegen uns selbst sind. Denn nicht nur vor den bohrenden Blicken anderer tragen wir gerne Masken, auch vor dem ungeschützten Selbstblick können sie verführerisch tarnen. Wer sieht schon gerne in angstmachende Abgründe des eigenen ICH – dort, wo die Schattenanteile unseres Selbst als die eigenen Feindkräfte rumoren und lauern!?

Der Schatten in mir, so insbesondere C.G. Jung, repräsentiert all den Hass, die Gewalt, die zerstörende Aggression und ähnlich negative Anteile, welche in uns liegen und zu denen wir fähig sind. Diese dunklen Kräfte sind wirksam, auch ohne lauten Knall nach außen. Sie können subtil sticheln und lautlos aufplatzen. Die moderne Tiefenpsychologie hat dazu eine Menge Strategien entlarvt. Aus dem illustren Reigen möchte ich nur die *Projektion* hervorheben. In Beziehungen agiert sie ausgefallen raffiniert und erfolgreich. Ihre Spezialität ist der Aufbau starrer Freund-Feind-Fronten. Projizierte Feindschaften sind ungeheuer hartnäckig und emotional auf Hochspannung. Das lässt sich leicht aus dem Effekt der Schattenprojektion erklären. Wer negative Anteile gleich welcher Art auf andere überträgt, schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe. Er muss sich nicht mit den dunklen Gespenstern seiner Selbst herumplagen, und er kann an seinem Kommunikationspartner schauderhafte Gefühle, die die Schattenkräfte entfachen, fabelhaft bekämpfen. Elegant hat er seinem Projektionsopfer wenigstens ein Gespenst aufgehalst. Jetzt ist dieser Träger einer abstoßenden Eigenschaft, die zuvor selbst wurmte. Der alte imaginäre Feind in uns hat ein anderes Zuhause und vor allem ein Gesicht bekommen. So werden Feinde geboren.

Obwohl sich zur projektiven Feindeserschaffung ohnehin stigmatisierte Personen oder Gruppen anbieten, eignet sich dazu jeder – auch engste Lebenspartner. Sozialpsychologisch und soziologisch sind die Projektionsmechanismen auf größerer Ebene gut untersucht. Die Ergebnisse zeigen, dass der Hass, die Aggression, die Ablehnung und viele Ängste, die „Fremde“ aller Typen auslösen, ein Gutteil

projektiv bedingt sind. Aus familientherapeutischer Sicht lassen sich vergleichbare Befunde erheben. Die relativ unausweichliche Familiensituation bietet geradezu ein Eldorado für Projektionen kreuz und quer. Sie sind an zahlreichen Beziehungsprozessen beteiligt und steuern im Verborgenen wichtige Rollenmuster. Am bekanntesten dürfte das Sündenbockphänomen sein. Da werden irgendwelche Familienmitglieder insgeheim, d.h. meist unbewusst, ausgewählt und dazu bestimmt, negativ belegte Bedürfnisse, Wünsche etc. offen auszutragen. Der Druck kann so stark sein, dass die Projektion in eine Delegation mündet. Der ehemalige Heidelberger Familientherapeut Helm Stierlin und sein Team haben darüber viel geforscht und publiziert. Delegationen sind Aufträge, die Betroffene im Namen des Delegierenden ausführen ohne sich über die Umstände im Klaren zu sein. Solche Projektionsopfer tragen alle Rechnungen selbst, die das Leben ihnen präsentiert. Sie werden dann als sogenannte Indexpatienten von der Familien auffallend besorgt bei Therapeuten vorgestellt und zu „dem“ Problem schlechthin deklariert. Bestenfalls heimsen die Stigmatisierten hie und da bewundernden Applaus ein, in der Regel ernten sie jedoch vom Nasenrümpfen bis zur Verachtung fast alles, was eine elitär-abgrenzende Kommunikation zu bieten hat.

So kann es etwa vorkommen, dass ein Familienmitglied zum geistigen Dissidenten wird, der mit seinen radikalen Ansichten alle anderen so richtig schockt und kein Fettnäpfchen auslässt. Er ist unbestritten das schwarze Schaf der Familie, das sich von allen Seiten Vorwürfe und Ausgrenzung gefallen lassen muss. Durchleuchtet man jedoch die diffizilen Kommunikationsmuster, in die der Dissident eingesponnen ist, entfaltet sich ein anderes Bild. Dann kann sich das verfemte schwarze Schaf als Delegations- und Projektionsopfer erweisen, das stellvertretend Peinliches aller Art austrägt. Nur vordergründig ist es *das* Problem. Die eigentliche Störung liegt in der Schattenprojektion der Familienmitglieder untereinander. Es ist eben sehr bequem, jemanden als Feind abzustempeln, der die Auseinandersetzung mit missliebigen Seiten seiner selbst erspart. Und weil kommunikative Zerwürfnisse keine Einbahnstraße sind, dreht auch der Indexpatient nachhaltig am Fehde-Karussell.

Die Konfliktdynamik in Familien steckt voller Überraschungen. Ihre Analyse kann so spannend wie ein Hitchcock-Krimi sein. Wer spielt welche Rolle und weiß es vielleicht nicht einmal? – wer wetzt gegen wen welche Messer? – wo und wie wird dreist getäuscht und diskret getarnt? – welche Koalitionen sind geschmiedet, und wann werden sie gewechselt? – wer kreidet wem Schuld oder Versagen an, und wie sehen überhaupt die heimlichen gegenseitigen Beziehungsrechnungen aus? Schier endlos ließe sich der Fragekatalog erweitern.

Was sich konflikt-dynamisch in Familien abspielt ist beispielhaft für viele Formen der Zwietracht in anderen Gruppen und zwischen Gruppen oder Ethnien. Die Konfrontation muss nicht dramatisch ablaufen. Sie kann auch dahindümpeln und trotzdem festgefahren sein. Über allem steht eine Grundfrage: Wie „sehe“ ich mich und den anderen, wenn es kriselt und zuweilen heftig kracht?

Die grundlegende Antwort der Feindesliebe ist unmissverständlich. Sie lässt nicht zu, dass feindselig gesinnte Menschen zu »Feinden« abgestempelt, aussortiert und als *die* Übeltäter verbannt werden. Sie fordert selbstkritisches Wahrnehmen der persönlichen Einstellungen, auch und gerade weit unten in den Schluchten, wo eigene Schatten-Feinde giftigen Nachschub brauen für die Außenkonflikte. Natürlich wäre es ideal, wenn die Schattenanteile reif in die Persönlichkeit integriert werden könnten. Das ist eine Lebensaufgabe, die selten voll eingelöst wird. Erste und ernsthafte Schritte zur Versöhnung sind auch vorher möglich. Oft reicht dazu schon der unverhohlene Blick auf sich selbst sowie auf die Gefahren projizierten Feindeshasses.

Die Feindesliebe fordert darüber hinaus weitere Schritte auf dem Weg zur Aussöhnung. Obwohl sie so vielfältig und unbegrenzt sind wie die Schritte der Liebe, ragen einige heraus. Im hitzigen Spannungsfeld einer Feindschaft sind sie besonders dringlich. Unstreitig gehört dazu das Gebot, zu vergeben. Gleich an zwei Stellen der Bergpredigt hat Jesus davon gesprochen. Eng verbunden ist eine andere Weisung, die dem Richten über andere gewidmet ist. Beide Forderungen inhaltlich der Feindesliebe zugeordnet sind. Wegen ihrer Bedeutung sollen sie in einem eigenen Beitrag behandelt werden.

Entfeindungs-liebe

Feindesliebe will entfeinden, will versöhnen. Aus den bisherigen Überlegungen zum Ort und zur Intention des Spitzengebots Jesu ist das schon hinreichend deutlich geworden. Es stützt sich auch auf einen breiten Konsens in der christlichen Ethik und Exegese. Die hin und wieder vorgetragene Behauptung, echte Feindesliebe dürfe nicht irgendwelche „Zwecke“ verfolgen, ist zumindest sehr missverständlich. Es ist richtig, dass die *Liebe* keine Nützlichkeitsrechnungen schreibt. Sie wägt nicht Erfolgs- und Misserfolgsraten voneinander ab, sie vergleicht nicht den Aufwand mit dem Ergebnis und sie schreckt nicht davor zurück, in selbst ungewissen Situationen größten Einsatz zu zeigen. Jesus war das beste Beispiel. Die versöhnend ausgerichtete Feindesliebe wirbt um den anderen ohne berechnen-

des Kalkül, ohne Kosten-Nutzen-Arithmetik. Alle Versuche, möglichst wenig Blessuren einstecken zu müssen, gar die eigene Haut retten zu wollen, korrumpiert das „radikale“ Gebot des Bergpredigers.

Die Entfeindung, um die sich Feindesliebe müht, darf auch kein rechthaberischer Triumph über den Gegner sein, keine Art herablassendes letztes Wort, etwa: Jetzt siehst du, was für ein Schuft du warst! Oder: Erkennst du nun, welche schäbige Einstellung du verfolgt hast? – oder ... oder. Die Versuchung ist groß, seinem Ex-Kontrahenten am Ende noch einen kalten Guss aus dem Topf sanfter bis zynischer Häme zu verabreichen. Doch die Beziehungsrealität ist viel zu verwickelt für ein makelloses Freund-Feind-Schema. Wer kann redlich je von sich behaupten, dass er allein es sei, der angegriffen, beleidigt und gedemütigt werde, der Unrecht leide und Missachtung erfahre? Solche Lamenti lassen sich endlos fortsetzen. Doch die Erfahrung lehrt etwas anderes. Bei einem konkreten Feindschaftskonflikt ist kaum sicher auszumachen, welche Partei überlegen und welche unterlegen ist, wer attackiert und wer leidet, wo letztlich Feind und Befeideter stehen. Und das bedauernswerte Opfer ist nicht automatisch auf Seiten desjenigen, der stark unter Druck steht oder mächtig einstecken muss. Wieviel gesteuerte Macht Opfer ausüben können ist in der Beziehungspsychologie hinlänglich bekannt und untersucht. Insbesondere Familientherapeuten können ein vielstrophiges Lied davon singen. Zuweilen ist der augenfällig dominante Zankteufel der heimliche Verlierer einer Auseinandersetzung. Dann steht das Freund-Feind-Schema auf dem Kopf – bis es sich vielleicht im nächsten Augenblick umdreht und die Rollen neu verteilt.

Was erfordert versöhnende Liebe gegenüber einem „feindlichen anderen“?

In seinem vortrefflichen Werk *Die Kunst der Liebe* hat Erich Fromm neben der Fürsorge und dem Verantwortungsgefühl die »Achtung vor dem anderen« als wichtigsten Ausdruck der Liebe beschrieben. Sie sei »die Fähigkeit, jemanden so zu sehen, wie er ist und seine einzigartige Individualität wahrzunehmen«. Das bedeutet, echtes Interesse zeigen am psychischen Wachstum des anderen, an dessen ganz persönlichem Weg. »Ich will, dass der andere um seiner selbst willen und auf seine eigene Weise wächst und sich entfaltet und nicht mir zuliebe«, so ausdrücklich Fromm. Solche Achtung ist gleichzeitig wertschätzend. Sie bleibt dem anderen gegenüber nicht neutral, sondern schätzt jeden als gleichwertige Person, ohne Bedingungen zu knüpfen.

Für den versöhnenden Dialog in feindschaftlich gestörten Beziehungen ist diese wertschätzende Achtung unerlässlich. Darauf haben insbesondere die renommierten Familientherapeuten Helm Stierlin und der aus Ungarn stammende US-

Amerikaner Ivan Boszormenyi-Nagy aufmerksam gemacht. Boszormenyi-Nagy beruft sich auf die beziehungsphilosophischen Gedanken Martin Bubers über die Ich-Du-Relation und verlangt für den Dialog ein Hinnehmen des »Anderssein der anderen Person«. Auf Ähnliches dringt Stierlin, wenn er von der »Anerkennung der Verschiedenheit« spricht, die jeder Einigung vorausgehen habe. Das Eingehen auf den anderen in seinem Anderssein, seiner Fremdheit, auf das, was er fühlt und wünscht, wonach er sich sehnt und wovor ihn ängstigt, was er denkt und welche Ziele er verfolgt und mehr, fordert einiges vom Beziehungspartner. Das Wichtigste dürfte sensible Offenheit, selbstkritische Einschätzung, Toleranz und Akzeptanz sowie Verzicht auf Herrschaftsansprüche sein. Sicherlich, niemand wird diese Tugenden mustergültig erfüllen. Das verlangt auch keiner. Weder das härteste Kommunikationstraining, noch das Gebot der Feindesliebe sind minuziös darauf geschmiedet.

Bei der Frage nach erfolgreichen Strategien gegen die Eskalationsdynamik in Gewaltspiralen haben wir es schon gesehen: Selbst in unscheinbaren oder winzigen Gesten stecken erstaunliche Kräfte. Sie wachsen lawinenartig, weil sie einem starren, kalkulierten Vergeltungsschema Stützpfiler rausreißen. Eine Schlüsselrolle kam dabei den sogenannten *paradoxen Interventionen* zu. Ihr verblüffendes, systemstörendes Handeln erschüttert die vorausberechneten Erwartungen des Konfliktpartners. Jedes Mal verliert dann die binäre Beziehungslogik des »Wie-du-mir-so-ich-dir« einen Angelpunkt. Oft reicht es aus, um weiteres Hochschaukeln der Kampfhähne auszuhebeln. Tückisch verhakte Zerwürfnisse sind nämlich nur lebensfähig, wenn ein gespenstischer Gleichschritt herrscht, der unablässig die Vokabeln *rechts – links* beschwört. Schert nur einer unvermutet aus und bietet seinem Widersacher Gesten der Güte an, bringt er den sturköpfigen Marsch in immer mehr Hass aus dem Tritt.

Dann kommen Türen der Versöhnung ins Blickfeld, die bislang überhaupt nicht gesehen wurden. Oder die Kontrahenten hielten sie für hermetisch so verschlossen, dass sie beharrlich ignoriert wurden. Diese bilden die Bruchstellen im starren Beziehungssystem *Feind – Feind*. Hier setzt die Entfeindungsliebe an. Dabei darf dem Erfindungsreichtum der Liebe keine Grenze gesetzt sein. Denn so vielfältig die Versöhnungstüren abgeriegelt sind, so einfallsreich müssen die Öffnungsversuche sein.

Sicherlich, das ist erst der Anfang eines längeren Versöhnungsprozesses. Doch die „Spielregeln“ bleiben gleich. Je kreativer Feindesliebe sich entfaltet, desto eher wird sie Wege finden, hassende Zwietracht beizulegen.

Trotz der anziehenden Worte sollte eines deutlich gesagt werden: Selbst kreativste Ideen, mutigste Schritte und der längste Atem können keine Versöhnung garantieren. Menschliche Absichten und Einsichten reagieren nicht auf Knopfdruck. In so manchen feindseligen Beziehungen bleiben wiederholt gereichte Hände einsam. Zuweilen werden sie auch hinterhältig ergriffen, um Rundensiege, ja den Triumph der gegnerischen Vernichtung heimholen zu können. Auf diesen beklemmenden Aspekt in zwischenmenschlichen Auseinandersetzungen sind wir schon bei der Vergebungsbereitschaft und vor allem bei der Gewaltfrage gestoßen.

Das ist der wesentliche Grund, warum vielen Interpreten Jesu Gebot der Feindesliebe zwielichtig erscheint. Schön und gut sei der versöhnende Einsatz, doch Liebe um jeden Preis dürfe es nicht geben. Feindesliebe müsse dort kritisch hinterfragt werden, wo ihre Güte gefräßigem Hass zum Opfer falle, wo argloses Lächeln im eisigen Wind ausgebuffter Niedertracht erfriere. Demzufolge hat die Moralthologie stets betont, dass nur der unerlässliche Kernbereich der Feindesliebe Pflicht sein könne. Dazu zählen die grundsätzliche Achtung und das Wertschätzen des Feindes als Mensch sowie das Unterlassen von Hass und Rache oder ähnlichem. Was an Wohlwollen und Wohltaten darüber hinausgehe, seien „überschüssige Werke“. Großzügige und heroische Gesten könne man nicht verlangen. Sie seien beschränkt auf einzelne Fälle, in denen besonders selbstlose Menschen bewundernswerte Feindesliebe übten. Prinzipiell aber müsse gelten, dass sich Feindesliebe für üble Zeitgenossen nicht auszahlen dürfe, stellt beispielhaft der Moralthologe Wolfgang Wolpert fest.

Es ist unstrittig – es gibt ein »Bis-hierher-und-nicht-weiter«. Schon bescheidene Alltagserfahrungen machen uns diese Grenze schmerzlich bewusst. Wir leben mit ihr und leisten Widerstand an ihr. Die Frage ist nur, ob das Gebot der Feindesliebe blind davor steht, weil sie mit Scheuklappen versehen „naiv“ auf den Weg entgegengerichteter Güte fixiert ist? Sind Liebende permanent in Gefahr, schamlos ausgenutzt und skrupellos untergebuttert zu werden?

Um dem zuvorzukommen, setzte man in der christlichen Tradition auf die Kardinaltugend der *Klugheit*. Ihre Aufgabe war es, die *Liebe* im Dickicht alltäglicher und außergewöhnlicher Herausforderungen zu leiten. Der Begriff „Klugheit“ bedeutet dabei keine intellektuelle Fähigkeit, sondern eine Art praktische Vernunft oder „Umsicht“ in konkreten Lebenslagen. Thomas von Aquin, der größte Stücke auf die Klugheit hielt, bezeichnete den sogenannten *Situationssinn* (Gnóme) als wichtigste Eigenschaft der klugen Umsicht. Denn liebendes Handeln muss sich sensibel auf die unterschiedlichen „Situationen“ einstellen, will es erspüren, was

hier und jetzt gefordert ist, was Versöhnung auf den Weg bringt oder auf Abwege führt. Dafür braucht die kluge Umsicht freie Hand. Droht die Liebe auf der Strecke zu bleiben, muss sie angemessen antworten dürfen – unter Umständen mit zähem Widerstand.

Schade, dass im Laufe der Entwicklung der Kirchenmoral die Kardinaltugend *Klugheit* zunehmend in den Hintergrund gedrängt wurde. Gleichzeitig wucherte eine Rechtskasuistik, die möglichst jeden Fall des Lebens über einen Leisten schlagen und aktenkundig ablegen wollte. Der Philosoph Josef Piper geißelte diese Tendenz mit scharfen Worten und warf der strengen Kasuistik eine Aussetzung des Menschen in die Unmündigkeit vor. Klugheit sei dagegen der »Inbegriff der sittlichen Mündigkeit« und »Freiheit«. Neuere christliche Ethiker¹³ fordern denn auch das Wiederaufleben einer Klugheit, die dem einzelnen vor Ort Handlungsfreiheit belasse.

Was der Klugheit hier an Kompetenz zugesprochen wird, deckt sich mit dem ureigensten Anliegen der Weisheit. Daher darf die weisheitlich fundierte Feindesliebe respektive die Entfeindungsliebe nicht als himmelhohe Theorievorgaben missverstanden werden. Jesu Gebot ist auf das Gelingen des Lebens in Liebe geichtet und nicht auf stures, paragrafenartiges Handeln. Die Erfüllung der Entfeindungsliebe misst sich daran, wie sehr sie sich einsetzt, den Hass, die Gewalt und alle Gemeinheiten, zu denen Menschen fähig sein, versöhnend zu überwinden. Sie wird dabei aufmerksam verfolgen, in welcher Weise Menschen miteinander umgehen. Würde Feindesliebe nämlich schablonenhaft agieren, kann sie jählings abdriften und stören, ja zerstören, wofür sie einsteht. Nicht allein aus Übereifer werden Kinder mit dem Bade ausgeschüttet. Auch wer sein Ziel unter dem Motto »geradeaus und durch« ansteuert, riskiert dessen Destruktion, bevor er es erreicht.

Die weise Entfeindungsliebe ist mit dem Leben selbst verwachsen. An dessen Atem und Pulsschlag merkt sie, wie einzelne Zerwürfnis ausgetragen werden. In feindseligen Kabbeleien wird sie sich anders einbringen als bei blindwütigem Hass und in vorübergehend atmosphärischen Entladungen wieder anders als bei schmerzhaften Schuld- und Misstrauensrechnungen. Nie verschließt sie Augen vor den Folgen des eigenen Handelns. Dient es letztlich der Versöhnung, wird Entfeindungsliebe hier standhalten und dort nachgeben; sie wird gehörig die Meinung sagen oder still einstecken; sie wird sich auch empören, infame Pläne durchkreuzen und böartigen Angriffen trotzen; mutig wird sie offene Auseinandersetzungen betreiben und fair streiten, wenn es sein muss mit harten Bandagen.

Jesu Feindesliebe ist weder blauäugig noch töricht, noch lässt sie sich für dumm verkaufen. Sie ist radikal im ursprünglichen Wortsinn. Von den äußersten Wurzelspitzen der Liebe an macht sie sich auf und dringt bis dorthin, wo man die Liebe auf verlorenen Posten wähnt. Dabei wirkt sie überall, sei es in winzigen oder großzügigen Gesten. Erdenthobener Perfektionismus ist ihr fremd. Feindesliebe ist durchführbar, selbst mit bescheidenen Kräften. Vollgültig und ungeteilt findet sie dort schon statt, wo einer um Versöhnung wirbt, seinem Widersacher die Hand reicht, Güte statt Hass zeigt, vielleicht nur so viel, wie er gerade vermag, aber genug, um eine Feindschaft wenigstens ein Stück weit auszuhöhlen.

* Bearb. und gek. Auszug aus dem Buch des Autors : Chaosmeister Jesus. Die Bergpredigt, Stuttgart 1999.